

# Dem Festival der schrägen Töne geht allmählich die Puste aus

Von einem «helvetischen Wunder» schwärmte 1999 die italienische Zeitung «Il Manifesto» über das erste Uncool-Festival im Puschlav. Ohne ein weiteres Wunder wird das Festival sein zehnjähriges Bestehen heuer wohl nicht mehr feiern können.

Von Carsten Michels

Poschiavo. – Eine Geldmaschine war das Uncool-Festival noch nie. Wie auch? Experimenteller Jazz und improvisierte zeitgenössische Musik sind nicht gerade das, womit man ein Massenpublikum anlockt. Schon gar nicht in ein Bündner Südtal, das von Norden her nur über zwei Passfahrten erreichbar ist. Doch der Ruf eines «Hotspots» der internationalen Musiker-Avantgarde verbreitete sich nach der Festivalpremiere von 1999 in Windeseile. Das weltweit grösste Jazz-Internetportal allaboutjazz.com kürte Uncool zu «einem der schönsten Festivals der Schweiz», Tageszeitungen im In- und Ausland berichteten über das «helvetische Wunder im kleinen Puschlav» («Il Manifesto»), Schweizer Radio RSI dokumentierte die Auftritte der Musiker in zahlreichen Mitschnitten. Mit all dem könnte es nun vorbei sein.

## Einen Hilferuf versandt

In einer Pressemitteilung verkündet die Gründerin und künstlerische Leiterin des Uncool-Festivals, Cornelia Müller, das mögliche Aus. Die wortreiche Erklärung ist verzweifelter Hilferuf, Anklage und flammendes Plädoyer in einem. Nach Flims Klang, das seinen Betrieb im vergangenen Herbst eingestellt habe, drohe das Uncool-Festival als zweites Aushängeschild der Marketingplattform «Graubünden Kultur» unterzugehen, heisst es. «Was nützt eine Werbung für Kultur, wenn die Kultur nicht mehr stattfindet»



Idealistin mit Pioniergeist: Cornelia Müller – hier bei der Festivaleröffnung 2007 – trägt mit dem Uncool-Festival experimentelle Klänge ins Puschlav. Bild Karin Vonow

den kann aufgrund mangelnder Subventionen und magerem Sponsoring?» fragt Müller bitter.

Die Liste der Unterstützer ist eigentlich nicht von Pappe: Neben privaten Stiftern und lokalen Unternehmen zählen etliche Behörden und Institutionen zu den Förderern von Uncool: die Gemeinde Poschiavo, der Kanton Graubünden, Pro Grigioni Italiano, die Rhätische Bahn (RhB), Rätia Energie, die Artepilha-Stiftung, Pro Helvetia und die Schweizer Post. Woran hapert es also? «Der ausschlaggebende Grund ist wohl, dass ich pleite bin und ein nächstes Defizit schlichtweg nicht mehr abfedern kann», teilt Müller am Ende ihres Schreibens mit.

## Noch keine Gesuche gestellt

Beim kantonalen Amt für Kultur ist man über Müllers Hilferuf bereits im Bilde. Sie bedaure die Schwierigkeiten des Festivals, sagt Charlotte Schütt von der Kulturmarketingstelle. Es wäre schade, wenn Uncool im kommenden Mai keines seiner quali-

tativ hoch stehenden Programme auf die Beine stellen würde. Zwar fällt die Geldvergabe nicht in Schütts Ressort, aber sie hat sich dennoch schlaue gemacht. «Beim Kanton ist für dieses Jahr kein Gesuch des Uncool-Festivals eingegangen.» Ein aktuelles Ge-

## Grosse Musiker ins Bündner Südtal geholt

In den vergangenen Jahren hat das Uncool-Festival eine illustre Reihe musikalischer Gäste im Puschlav begrüssen können. Darunter den US-Jazzpianisten Cecil Taylor, den Bündner Free-Jazzler Werner Lüdi, Pianistin Irène Schweizer, Schlagzeuger Pierre Favre, das Sun Ra Orkestra und den brasilianischen Multi-Instrumentalisten Egberto Gismonti. 2001 übernahm zudem der damalige Bundespräsident Moritz Leuenberger das Patronat für das internationale Festival. (cm)

such liegt auch bei Pro Helvetia nicht vor. Daniele Papacella, zuständig für die Kommunikation bei der Schweizer Kulturstiftung, weiss um die finanzielle Misere des Festivals. Fördern könne Pro Helvetia laut gesetzlichem Auftrag allerdings nur die Schweizer Künstler, die bei Uncool auftreten. Müllers grosse künstlerische Leistung bleibe indes unbestritten, versichert Papacella.

Cassiano Luminati vom Tourismusverein Valposchiavo, einst Müllers Mitstreiter bei Uncool, hält ebenfalls noch immer grosse Stücke auf das Festival. Die Idee, experimentelle Musik ins beschauliche Puschlav zu bringen, bezeichnet Luminati als wegweisend, und die von Beginn an enge Zusammenarbeit mit der RhB gar als Pioniertat. Während allen fünf Ausgaben des Festivals seien Pensionen und Hotels im Puschlav komplett ausgebucht gewesen.

## Das Privatvermögen drangegeben

Bei so viel ungebrochener Bewunderung für das Uncool-Festival wirft die Pressemitteilung erst recht Fragen auf. Die telefonische Recherche führt in die USA, wo sich Müller derzeit aufhält. «Wenn sich ein, zwei potente Sponsoren finden, sitze ich am nächsten Tag im Flugzeug nach Zürich und gleise das Festival auf», sagt sie und seufzt. Die Krux seien die Fördergelder: Je kleiner sie das Festival dimensioniere, desto mehr würden auch die gesprochenen Beiträge schrumpfen. Kurzzeitig habe sie erwogen, Uncool nach Chur zu verlegen, erzählt sie. Das Ganze sei jedoch nicht praktikabel gewesen.

«Heuer fehlen 100 000 Franken – mindestens», sagt Müller. Früher habe sie solche Beträge aus ihrem Privatvermögen dazugeschossen. Das aber sei im Laufe der Festivaljahre auf fast nichts zusammengeschmolzen. «Tja, ich kenne leider keine reichen Leute.» KOMMENTAR 5. SPALTE

## KOMMENTAR

### WAHRER REICHTUM IST EBEN AUCH NUR ANSICHTSSACHE

Von Carsten Michels

Mit erstaunlichem Idealismus und kaum zu bremsendem Elan hat Cornelia Müller das Uncool-Festival vor zehn Jahren aus dem Boden gestampft. Avantgarde-Musik im Puschlav? Jeder nur halbwegs seriöse Marketingexperte hätte der Psychologin und freischaffenden Künstlerin dringend von einem solchen Projekt abgeraten. Doch Müller gelang mit links etwas, das gerade den Marketingstrategen Respekt abnötigen müsste: die Schaffung einer Marke mit hohem Wiedererkennungswert – und das für ein Nischenprodukt.

Von 1999 bis 2005 hielt Müller alle zwei Jahre jeweils eine Woche lang das halbe Tal auf Trab. Die am Uncool-Festival konzertierenden Musiker von internationalem Format schleppte sie in die Puschlaver Schulen, um den Kindern und Jugendlichen in Workshops fremde Klangwelten zu eröffnen. Wenn das Festival pausierte, knüpfte sie weitere Kontakte in aller Welt.

Nicht nur von Idealismus liess sich Müller tragen, sondern auch von ihrem Portemonnaie. Annähernd eine Million Franken hat sie das Festival gekostet, die unbezahlte Arbeit nicht eingerechnet. Das Geld sei nicht verloren, sagt Müller, sie habe es vielmehr investiert – in unerhörte Töne, neue Ideen und Netzwerke, in Erinnerungen und Tonaufnahmen. Naiv? Von wegen. Der Reichtum wurde nur transformiert. Und wer weiss, vielleicht ist Müllers Grosszügigkeit noch ansteckend. Wäre nicht uncool, nur mal so ganz unter uns.

# Der Bulle von Tölz rüttelt am romantisierten Heimatbild

Als Kommissar in der Fernsehserie «Der Bulle von Tölz» hat er sich einen Namen gemacht. Am Donnerstag gastierte Otfried Fischer im Kulturforum Würth in Chur indes nicht als TV-Gesetzeshüter, sondern als bissiger Kabarettist.

Von Valerio Gerstlauer

Chur. – Mit spitzer Zunge und ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen, kommentiert Otfried Fischer seit 1996 in der Krimi-Fernsehserie «Der Bulle von Tölz» die politischen Verhältnisse in Bayern. Mit seiner Heimat verbindet Fischer eine Hass-Liebe, die sich in der Serie in trocken-pointierten Sticheleien Ausdruck verleiht.

Wie stark diese Hass-Liebe und das Thema Heimat den Schauspieler und Kabarettisten tatsächlich umtreiben, belegte Fischer am Donnerstag mit seinem Programm «Wo meine Sonne scheint» im Kulturforum Würth in Chur – und damit das erste Mal ausserhalb Deutschlands.

## Mit bayerischer Gemütlichkeit

Ganz in Schwarz gewandet, die knallgelbe Krawatte als einziger Farbtupfer, tappte Fischer über die Bühne zu seinem Stuhl, auf den er seelenruhig niedersank, gemächlich seine Tasche unter den Tisch schob und vor sich hin schnaubte. «So, jetzt pressiert», meinte Fischer lakonisch und hatte die ersten Lacher damit auf sicher. Mit

der Seelenruhe war es denn auch schon vorbei: Als ein angeblich von der Uno eingesetzter Heimatschützer machte Fischer das Publikum mit den Befindlichkeiten Deutschlands und namentlich Bayerns vertraut. Er zeichnete dabei in grellen Farben ein Bild von seiner Heimat, das als

Karikatur und Sittengemälde Geist wie Lachmuskeln gleichermaßen stimulierte.

So führte Fischer beispielsweise durch ein virtuelles Wikipatria, das er als demokratisiertes Heimatmuseum zu einem Gruselkabinett voll von deutschen Abziehbildchen ausgestal-

tete. Am Eingang zur Parallelwelt wacht ein Schrebergärtner in Militärohose und Badeschlappen mit deutschem Schäferhund. Ist der imaginäre Internetbenutzer an dem vorbeigekommen, gehts auch schon in ein herausgeputztes Dorf. «Eintritt in ein Fachwerkhaus. Wohnzimmer, Gelsen-

kirchener Barock, Kuckucksuhr, ein Autogramm der Wildecker Herzbuben, die Möbel durch Leintücher sicher geschützt», betete Fischer stichwortartig herunter. «Dann die Küche. Es gibt Saumagen an Müsliriegel. Fensterbank aussen: Geranien und Gartenzwerg.» Dazu ertöne ein Spieldosen-Potpourri aus «Üb immer Treu und Redlichkeit», «Ich hatt' einen Kameraden» und «Ein Stern, der deinen Namen trägt», zählte er weiter auf.

## Volksmusik philosophisch erklärt

Seine scharfsinnigen Betrachtungen zu Heimat, Volksmusik und Bierzelten garnierte Fischer mit philosophischen und religionskritischen Exkursen. Platons Höhlengleichnis fand dabei ebenso Eingang in sein Programm wie die Kritik an der christlichen Jenseitsvorstellung. Bei solchen Stellen mit besonderem Tiefgang machte sich deutlich bemerkbar, was während des ganzen Abends den Kabarettgenuss trübte: In irrsinnigem Tempo ratterte Fischer seinen Text herunter – sein bayerischer Dialekt und die nuschelnde Aussprache trugen zudem nicht eben zu einer besseren akustischen Verständlichkeit bei. Das stach auch Fischer selbst ziemlich rasch ins Auge. Er sah allerdings nonchalant darüber hinweg und verwies darauf, dass man nach dem Auftritt zu ihm kommen und nachfragen könne. Kein Wunder, dass Fischer am Ende seines Auftritts konstatierte: «Das war meine erste Erfahrung, bei der ich in dermassen viele fragende Augen geblickt habe.»



Politik und Deutschtümmelei im Visier: Otfried Fischer deckt die Schattenseiten des Heimatgefühls auf. Bild Jakob Menolfi